

Fulbert Steffensky

Von Gott erkannt – von Götzen befreit

1. Gebot: Du sollst neben mir keine anderen Götter haben!

1. Die Zehn Gebote, Anweisungen für das Land der Freiheit: Die Texte unserer Tradition sind nicht von zeitloser Gültigkeit. Sie werden hörbar und verstehbar, wenn man erkennt, gegen wen sie sprechen und für wen sie eintreten. Warum erinnern wir uns heute und in diesem Land an die Zehn Gebote? Wer sind ihre Freunde und wer ihre Feinde? Wir leben in einer Zeit, in der fast alle verpflichtenden Texte verblasst oder entwertet sind. Noch bis vor wenigen Jahren kannten Menschen Lebensregeln, Sprichwörter, Katechismus- und Bibelsätze, nach denen sie ihr Leben ausrichteten und die ihrem Denken und Handeln ein Ziel gaben. Manchmal haben sie die alten Texte falsch ausgelegt, und aus Freiheitstexten konnten Instrumente in der Hand falscher Autoritäten werden. Oft haben sie gegen die Anweisungen der alten Texte gehandelt. Aber es gab sie. Es gab ein Regelwerk, auf das sich einzelne und Gruppen in der Kirche und in der Gesellschaft immer wieder besonnen haben. Sie haben die alte Wahrheit ans Licht geholt gegen die Korruption und die Morallosigkeit. Was aber ist, wenn die Texte überhaupt verschwinden und sie keiner mehr kennt? Was wird aus unseren Kindern, wenn sie die Regeln des Rechts nicht mehr kennen? Was wird aus den Armen einer Gesellschaft, die das Recht nicht nur verachtet, sondern es gar nicht mehr kennt? So wird die Kirche wichtig als die Hüterin der alten Überlieferung von der Gerechtigkeit und von der Freiheit. Es ist schön, zu einer Gruppe zu gehören, in der die ausgestoßenen Wörter und Bilder einen Ort haben: Gerechtigkeit, Mitleid, Barmherzigkeit, Trost, Schutz der Schwachen, Sturz der Tyrannen; zu einer Kirche, die den Namen Gottes hütet, in dem all diese Wörter zusammengefasst sind. Denn das sind die Zehn Gebote – Zeugnisse des Rechts, die ihren Grund haben in diesem Gott der Befreiung.

Bedenken wir einen Augenblick die dramatische Szene, in der die Gebote dem israelitischen Volk gegeben wurden! Die Israeliten waren herausgeführt aus dem Land der Knechtschaft. Ihre neugeborenen wurden nicht mehr getötet. Die Fronarbeit im fremden Land war beendet. Noch sind sie nicht im Lande der Freiheit, aber sie sind auf dem Weg zu ihm. Am Berge Sinai schlägt Gott dem Volk einen Bund vor. Das Volk selbst soll das Heiligtum Gottes sein, sein Königreich vor allen Völkern. Er will ihr starker Gott sein. Das Alte Testament kennt viele Gebote, es kennt Reinheitsgesetze, Ehegesetze, liturgische Gebote. Aber die anderen Gesetze waren nicht in der Weise der Zehn Gebote Rechts- und Lebensgrundlage des Volkes. Keine anderen Gebote wurden so feierlich aufgeschrieben, verkündet, aufbewahrt wie die Freiheitssätze vom Sinai. Mose wird auf die Höhe des Berges gerufen. Er soll die Tafeln des Zeugnisses empfangen, auf die Gottes Finger die Satzungen geschrieben hat, durch die die befreiten Sklaven mit Gott und untereinander verbunden werden. Es werden keine allgemeine und blasse Sittenregeln gegeben, sondern es wird das Recht aufgerichtet, unter dem das Volk im neuen Land zusammenleben soll und das sein Verhältnis zu Gott und die Lebensmöglichkeit der Menschen schützen soll. Vor allen Geboten steht die Erinnerung an die Erfahrung der Befreiung, die das Volk mit seinem Gott gemacht hat: "Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus." Das ist der Leitsatz der darauf folgenden Gebote: Der Gott, der aus der Sklaverei geführt hat, lehrt das Volk Sätze, mit denen es seine Freiheit schützen und seine Würde bewahren kann. Jede spätere Auslegung hat sich fragen zu lassen, ob sie die Freiheit und die Würde der Menschen vermehrt oder verletzt.

Die Gebote sind nicht die Begrenzung der menschlichen Lebensmöglichkeiten. Sie sind die Verlockung zu größerem Reichtum für alle. Alle gewinnen, wenn sie die Gesetze Gottes halten. Wer nicht tötet und nicht Gewalt anwendet, wie es das 5. Gebot verlangt, der schont nicht nur seinen Feind; dem wird das Leben selber anders einleuchten. Wer kein Lügenzeugnis gegen seinen Nächsten gibt, wie es das 8. Gebot verlangt, dem wird die Welt einsichtig und freundlich. Ein Gebot ist eine Weisung, bei der es keine Verlierer gibt, wenn sie eingehalten wird. Darum hat das Judentum die Gesetze so hoch geschätzt, und es kennt ein eigenes "Fest der Freude am Gesetz". Diese Freude führen die Menschen auf, indem sie mit der Gesetzesrolle im Arm tanzen. Mit Recht und Gesetz verbindet man eher kühle Notwendigkeiten, Einschränkungen und ein unerlässliches

Reglement. Hier aber ist ein Volk, das das Recht sucht und dessen Ehre es ist, das Gesetz zu lernen. Die Weisungen Gottes sind der Schutz der Armen, der Witwen und der Weisen. In jener Tradition weiß man, dass es keine Trennung zwischen dem religiösen und weltlichen Bereich gibt. Gott wird geehrt, indem man seine Geschöpfe ehrt und achtet, wie die Weisungen Gottes es verlangen. Gott wird erkannt, wo Menschen seinen Geboten folgen. Beim Propheten Jeremia heißt es: „Er half den Elenden und Armen zum Recht ..., heißt dies nicht, mich recht erkennen?“ „Gott erkennen heißt, wissen, was zu tun ist.“ (Emmanuel Levinas) Seine Attribute stehen nicht im Indikativ, sondern im Imperativ (Levinas). Darum bedeutet der Satz: Gott ist barmherzig – seid barmherzig wie er.

Der jüdische Schriftsteller Elie Wiesel, wunderte sich als Kind, dass Gott in den 10 Geboten von so profanen und einfachen Dingen wie Nicht-Lügen und Nicht-Stehlen sprach. Er hätte bei dessen gewaltiger Erscheinung auf dem Sinai eher die Offenbarung tiefer theologischer Geheimnisse erwartet. Sein Lehrer antwortete ihm: "Ich glaube, Gott wollte uns damit sagen: 'Ich kann mich um meine eigenen Gedanken, Bilder und Träume kümmern - kümmere du dich um meine Schöpfung!'"

Gott nimmt den Mensch ernst in den Weisungen, die er ihm gibt; er setzt die Würde des Menschen voraus, fähig zu sein zu handeln und zu verantworten. Der Mensch zählt in dem, was er tut; auch in dem, was er verspielt und worin er schuldig wird. Er ist nicht ein von allen Winden herumgewirbeltes Ding. Er kann Gut von Böse unterscheiden und Recht vom Unrecht. Er kann mit Gott das Leben wärmen, das Gebeugte aufrichten, das Recht lieben und der Güte dienen. Sogar dass der Mensch den Weisungen Gottes zuwiderhandeln und schuldig werden kann, ist ein Zeichen seiner Größe. Roboter können nicht schuldig werden. Sie haben keine Verantwortung und keine Freiheit der Entscheidung.

Dass man aber auch mit religiösen Texten Menschen demütigen und ihre Würde beleidigen kann, haben wir im Laufe der Geschichte des Glaubens oft genug erlebt. Es gibt immer wieder Zeiten religiöser Erstarrungen, in denen Menschen vergessen, dass die Gebote der Freiheit dienen. Die Gesetze werden sich selber Ziel. Sie befreien niemanden, nützen niemandem und wärmen das Leben nicht. Sie werden zu Instrumenten einer fragwürdigen Ordnung. Das ist vor allem mit dem Gebot geschehen, das der Sexualität der Menschen dienen soll. Die andere Gefahr ist, dass die Gebote in den Dienst der Macht und falscher Herren geraten. Ein Gebot kann ein Instrument der Tyrannen werden gegen die Schutzlosen, für die es doch eintreten soll. So kann man sich fragen, was die Gehorsamsgebote in der Geschichte unseres Glaubens angerichtet haben; was sie den Frauen, den Arbeitern und den Kindern angetan haben. Alle religiösen Aufbrüche und die Situationen des intensiven Glaubens räumen auf mit erstarrten Gesetzen und führen die Gebote auf ihr eigentliches Anliegen zurück, das Leben zu schützen. So etwa geschieht es im Matthäusevangelium (22, 37-40), das den Sinn aller Gebote in der Gottesliebe und in der Liebe zum Nächsten sieht. So geschieht es später bei dem Apostel Paulus, der im Galaterbrief (5,14) sagt, dass das ganze Gesetz in einem einfachen Satz erfüllt ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! So sagt es Augustinus in einem beinahe anarchistischen Satz: Liebe und tue, was du willst! Die Zehn Gebote sind nicht ein in sich geschlossenes kasuistisches System. Ihr Kasuistik ist die Sorge für das Leben und das Recht der anderen, nicht mehr und nicht weniger.

Das Christentum spricht von der Liebe, in der alle Gebote erfüllt sind. Das Judentum spricht lieber vom Recht und der Gerechtigkeit. Das hängt damit zusammen, dass die Christen ja nicht ein Volk waren, wie es Israel war. Die Zehn Gebote waren in Israel das Grundgesetz des Lebens eines Volkes. Es waren Sätze des öffentlichen Rechts. Wir sollten dies lernen, dass die Nächstenliebe sich nicht in der Privatheit menschlicher Beziehungen erschöpft; dass sie vielmehr öffentlich und politisch werden muss; dass also die Nächstenliebe zum Recht und zur Gerechtigkeit werden muss. Sonst bleibt sie privat, schwächlich und einflusslos.

Die Zeiten sind noch nicht lange vorbei, in denen Menschen bedrückt wurden durch die Übermacht von Geboten, Verboten, Anordnungen und Reglementierungen. Ihr Geist war gefangen in diesen fremden Netzen. Es gibt aber auch die Gefangenschaft in sich selber, in der man nichts kennt und nichts wahrnimmt als die

eigene Stimme und das eigene Herz. Die fremde Stimme der Zehn Gebote, jener alten Weisungsworte, könnte der Anfang unserer Freiheit sein.

2. Gott und die Götzen: Das erste Gebot: Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. **Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.** Gott hat dem Volk die Freiheit aus der Sklaverei geschenkt. Alle Gebote sind Grundsätze, die dem Volk helfen, diese Freiheit zu bewahren. Ich brauche es kaum zu erwähnen: Freiheit heißt nicht individualistische Willkür. Gemeint ist die Freiheit von allen, und darum ist sie untrennbar verbunden mit Gerechtigkeit. In welche Freiheit führt dieses erste Gebot? "Einen Gott haben, heißt etwas haben, worauf das Herz gänzlich vertraut." sagt Martin Luther in seiner Auslegung zum ersten Gebot. Selten sind Menschen ohne Götter ausgekommen. Das Hauptproblem in der Geschichte der Menschheit ist nicht der Atheismus, das Hauptproblem sind die falschen Götter, denen die Menschen sich verschrieben haben; die sie angebetet, denen sie ihr Hab und Gut und manchmal auch ihre eigenen Kinder geopfert haben. Das Hauptproblem ist der Götzendienst. Ich zitiere zunächst eine wundervolle Stelle der Skepsis, der Ironie, der Verachtung des Götzendienstes, wir finden sie bei Jesaja im 44. Kapitel.

Wer sind sie, die einen Gott machen und einen Götzen gießen, der nichts nütze ist? ... Der Schmied macht ein Messer in der Glut und formt es mit Hammerschlägen. Er arbeitet daran mit der ganzen Kraft seines Armes. Dabei wird er hungrig; sodass er nicht mehr kann, und trinkt auch kein Wasser, sodass er matt wird. Der Zimmermann spannt die Schnur und zeichnet mit dem Stift. Er behaut das Holz und zirkelt es ab und macht es wie eines Mannes Gestalt, wie einen schönen Menschen; in einem Haus soll es thronen. Er haut Zedern ab und nimmt Kiefern und Eichen. ... Das gibt den Leuten Brennholz; davon nimmt er und wärmt sich; auch zündet er es an und bäckt ein Brot: Aber daraus macht er auch einen Gott und betet's an. Er macht einen Götzen daraus und kniet davor nieder. Die eine Hälfte verbrennt er im Feuer, er brät einen Braten und sättigt sich. Er wärmt sich auch und spricht: Ah! Ich bin warm geworden, ich spüre das Feuer. Aber die andere Hälfte macht er zum Gott, dass es sein Götze sei. Vor ihm fällt er nieder und betet: Errette mich, denn du bist mein Gott. Sie wissen nichts und verstehen nichts, denn sie sind verblendet, dass ihre Augen nicht sehen und ihr Herz nichts merke. Er kommt nicht zur Einsicht. Keine Vernunft und kein Verstand ist da, dass er erkenne: Ich habe die eine Hälfte im Feuer verbrannt und hab auf den Kohlen Brot gebacken und Fleisch gebraten und sollte die andere Hälfte zum Götzen machen und sollte knien vor einem Klotz? ... Ist das nicht Trug, woran meine Rechte sich hält?

Ich zitiere den 115. Psalm, ein anderes Spottlied auf die Götzen und auf den Dienst an ihnen:

Ihre Götzen sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht, sie haben Augen und sehen nicht. Sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Nasen und riechen nicht. Sie haben Hände und greifen nicht, Füße haben sie und gehen nicht, und kein Laut kommt aus ihrer Kehle. Die solche Götzen machen, sind ihnen gleich.

Die solche Götzen machen, sind ihnen gleich. Wenn das nicht Feuerbach pur ist! Ich habe diese Stellen so ausführlich zitiert, weil sie so rotzig schön sind. Wir müssen es lernen, diese Gebote und unsere Traditionen schön zu finden und sie nicht nur für richtig zu halten. Auf Dauer kann man nur an etwas glauben, was man schön gefunden hat.

Was also ist die Selbstschändung, die Menschen mit ihren Götzen betreiben? Sie taumeln selbstgemachten Trugbildern hinterher, die ihnen die Welt verstellen. Es geht im Spottlied nicht zuerst darum, dass sie Gott beleidigen, sondern dass sie die eigene Schönheit verraten. Sie schänden sich selbst, indem sie Sklaven von Nichtsen werden. Sie verwandeln die Herrlichkeit Gottes in das Bild eines Ochsen, der Gras frisst, heißt es im 106. Psalm in Anspielung auf den goldenen Stier, den sich das Volk in der Wüste macht. Götzen sind Nichtse, aber diese Nichtse verlangen Opfer. Sie verlangen nicht nur Gebete und Weihrauch. Die Götzen werden zum Fallstrick, ihnen opfern die Menschen das Beste, das sie haben, ihre eigenen Söhne und Töchter (Ps 106, 37). Aus einer Predigt eines Götzendieners aus dem letzten Krieg stammen die folgenden Sätze:

Uns ist unser Vaterland heilig. Dafür opfern wir unsere Jugend, unsere Gesundheit und Lebenskraft freudig und gern, selbst in vorderster Linie. Uns ist das Vaterland heilig. Wir ehren Gottes hl. Willen in unserem Deutschtum.

In dieser Predigt wird die natürliche Liebe zum Vaterland und zur Heimat zum falschen Gott, die religiösen Begriffe deuten direkt darauf hin: heilig ist das Vaterland. Jugend, Gesundheit und Lebenskraft kann gerne dafür geopfert werden. Das Deutschtum ist der direkte Gotteswille. Bei den Worten ist es nicht geblieben. Im wörtlichen Sinn hat man die Jugend des eigenen und der anderen Länder diesem Götzen geopfert. Die "fremden Götter" verlangen immer Opfer, entweder opfert man sich selber für sie, oder man opfert andere. Wer sich Götzen macht, kommt nicht ungeschoren davon.

Der Verrat einer anderen Schönheit des Menschen im Götzendienst, der Verrat des eigenen Verstandes. Die Götzen verstellen die Wirklichkeit, dass sie nicht mehr erkennbar wird, sie verblenden „dass ihre Augen nicht sehen“ (Is 44, 18). Das Spottlied betont beinahe atemlos, wie Götzendienst und Verkennung der Welt zusammengehen; Götzendienst und intellektuelle Dumpfheit. Es heißt von den Götzendienern: sie **wissen nicht**, sie **verstehen nichts**, sie **merken nichts**, sie haben **keine Einsicht, keine Vernunft, keinen Verstand**. Sie **erkennen nichts**, sie leben im **Trug**. Der Verrat des Verstandes ist zugleich der Verrat des Herzens. „Sie sind verblendet, dass ihre Augen nicht sehen **und ihr Herz nichts merkt**. (18)

Ein Beispiel einer herzlosen Verblendung, eines Götzenglaubens ohne Vernunft, es stammt aus dem Shoa-Film von Claude Lanzmann. Die Dorfbewohner von Chelmno, ein Ort in der Nähe von Auschwitz, erzählen in einer Szene, wie die Juden von den Nazis in die Kirche getrieben und von dort zur Vergasung abgetrieben wurden. Schließlich fragt sie Claude Lanzmann: „Wie konnte Ihrer Meinung nach Juden diese Geschichte passieren?“ Die Leute aus dem Dorf sind sich einig: „Es war der Wille Gottes, das ist alles!“ Eine Frau fügte hinzu: „Als Pontius Pilatus sich die Hände gewaschen hat, sagt er: ‚Dieser Mann ist unschuldig. Ich will mit dieser Geschichte nichts zu tun haben.‘ und er hat Barrabas geschickt. Aber die Juden haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns!‘ Das ist das Ende, jetzt wissen Sie alles.“ Wir sehen: Auch der eigene Glaube, ja sogar die Sätze der Bibel können zu Götzen werden, von denen Jesaja in seinem großen Lied gegen die Götzen sagt: „Sie sind verblendet, dass ihre Augen nicht sehen und ihr Herz nicht merkt.“

Diese Menschen hören die Schreie der zusammengetriebenen Juden. Sie unterschieben diesem Geschehen eine verrückt gewordene Logik und deuten mit ihr die Vorgänge. Sie sind fromm. Als Lanzmann sie befragt kommen sie gerade aus einer Messe. Ihr Glaube und ihre Lesart der Geschichte macht sie zu herzlosen Zuschauern eines grandiosen Dramas der Weltgeschichte, dem man sich nicht in den Weg stellen durfte. Die Gesichter der zur Vernichtung bestimmten Menschen verschwammen vor dieser bössartigen Weltlogik, in der auch das Absurdeste wieder Sinn bekam, eine kalte und unerbittliche Welterklärung. „So musste es kommen“, dachten sie, und damit war der Schmerz der Menschen entwertigt. Er wurde zur Opfergabe an den Sinn des Ganzen. Es gibt einen Glauben, eine Welterklärung und einen gefährlichen Sinnhunger, die die Vernichtung erklärlich machen, zulassen oder betreiben. Der Glaube, der die Vernunft und die Skepsis nicht zulässt, wird zum Götzen; er wird gefährlich und geht im Notfall über Leichen. Beispiele götzendienerischer Frömmigkeit kennen wir genug aus unserer eigenen Geschichte. Die wenigen Male, da man nach dem Krieg ein Schuldbekenntnis abgelegt hat, haben die Menschen gesagt: Wir haben zu wenig geglaubt und geliebt. Das stimmt. Aber man hat vergessen, sich anzuklagen, dass man zu wenig gezweifelt hat; dass man zu viel geglaubt hat, viel zu viel! Der wahre Glaube an Gott lehrt den Unglauben und die lebensrettende Tugend der Skepsis gegen die falschen Götter. Er lehrt uns, dass nichts heilig ist; nichts im tiefsten Sinne lebensrettend als dieser Gott selber. Der Glaube an Gott lehrt uns das Misstrauen gegen die Netze und die Fallen der Götter, der Moloche, die uns zwingen, uns oder unsere Kinder oder Fremde ihnen in den Rachen zu werfen. Unser Herz ist zu kostbar, als dass wir es an etwas anderes hängen als an diesen lebendigen Gott. Gott hat uns aus dem ägyptischen Sklavenhaus geführt, und er will nicht, dass wir unsere Freiheit noch einmal verkaufen an Götzen, die Volk oder Nation oder Führer oder Blut heißen. Es gibt nichts, was nicht zum Götzen werden könnte. Auch die Bibel kann es werden, wo die köstliche Gabe der Vernunft, der Skepsis und des Zweifels verraten werden.

Wo Vernunft, Rationalität und Skepsis aus der Religion nicht verbannt sind, bleibt der Glaube gezwungen, Einwände gegen sich selbst gelten zu lassen und diese ernst zu nehmen. Der Glaube, der die Skepsis nicht verrät, ist langsamer geworden. Er schaut sich selber über die Schulter. Er verzichtet auf rasche Sinngebungen und hat einen wundervollen Satz gelernt: Ich weiß es nicht, ich habe darauf keine Antwort.

Ich halte die Religion heute nicht mehr für das Hauptfeld, auf dem sich die Götzen herumtreiben. Die Götzen haben sich säkularisiert. Die Religion wird von den Götzendienern nicht mehr gebraucht. Das könnte ein Gewinn für die Kirche und ihre Freiheit sein. Die Götzen Kanaans, denen man die Söhne und Töchter opfert, haben heute säkulare Namen. Sie können Interesse, Fortschritt, Wachstum, Erstschlagverteidigung, Sachzwang heißen, und diese Namen riechen nicht mehr nach Religion. Die Religionen waren nie frei vom Götzendienst, meistens hat sie Angst dazu getrieben, sich den selbstgeschnitzten Göttern zu unterwerfen. Es sind sozusagen die verständlichsten Götzen, wenn sie auch gefährlich genug waren. Der Hauptgott, der die Welt vernebelt, den Verstand raubt und die Herzen verblödet, heißt Profit.

Ich beginne mit einem Beispiel der verblödeten Vernunft ohne humanen Horizont oder ohne Glauben. Ich lese aus einem wissenschaftlichen Gutachten, und bin gespannt, ob Sie erkennen, worum es sich handelt: „Die Beschickung der Wagen beträgt normaler Weise 9-10 Quadratmeter. Bei den großräumigen Saurer-Spezialwagen ist eine Ausnutzung in dieser Form nicht möglich, weil dadurch zwar keine Überbelastung eintritt, jedoch die Geländegängigkeit sehr herabgemindert wird. Eine Verkleinerung der Ladefläche scheint notwendig ... Vorstehende Schwierigkeit ist nicht, wie bisher, dadurch abzustellen, dass man die Stückzahl bei der Bestückung vermindert. Bei einer Verminderung der Stückzahl wird nämlich eine längere Betriebsdauer notwendig, weil die freien Räume auch mit CO angefüllt werden müssen. Dagegen reicht bei einer verkleinerten Ladefläche und vollständig angefülltem Laderaum eine erheblich kürzere Betriebsdauer aus, weil freie Räume fehlen. Bei einer Besprechung mit der Herstellerfirma wurde von dieser Seite darauf hingewiesen, dass eine Verkürzung des Kastenaufbaus eine ungünstige Gewichtsverlagerung nach sich zieht. ... Tatsächlich findet aber ungewollt ein Ausgleich in der Gewichtsverteilung dadurch statt, dass das Ladegut beim Betrieb in dem Streben nach der hinteren Tür immer vorwiegend dort liegt.“

Diese Sätze stammen aus einem Gutachten über die Lastwagen, mit denen zunächst die Vergasung der jüdischen Bevölkerung ausprobiert wurde. Seine Überschrift: „Gutachten über die technischen Abänderungen der im Betrieb eingesetzten und der in Herstellung befindlichen Spezialwagen“. Es ist eines der zynischsten Dokumente, das ich kenne; ein Beispiel der mit sich selber allein gelassenen instrumentellen Vernunft. Claude Lanzmann hat es in seinem Film Shoa zitiert.

Das „Ladegut“ sind Kinder, Frauen und Männer in Todesangst. Die „Beschickung“, das heißt, dass diese Menschen mit Hundepeitschen in die Wagen getrieben werden. Die „Stückzahl“, das sind die Menschen, die wissen, dass sie umgebracht werden. Die „Betriebsdauer“ ist die Zeit, in der die Juden Todesschreie ausstoßen und am Gas ersticken. Das „Streben nach der hinteren Tür“ ist der verzweifelte Versuch der Opfer, ins Freie zu kommen und dem Tod zu entgehen. Die vollkommene Herrschaft der instrumentellen und den Opfern gegenüber gleichgültigen Vernunft wird dadurch möglich, dass die Sprache zunächst tränenfrei gemacht wird, sie wird amoralisiert. Die tränenfreie Sprache verbirgt die Gesichter der Opfer. Raul Hilberg, einer der führenden Erforscher des Holocaust, berichtet, dass er bei der Durchsicht zehntausender Nazi-Dokumente nicht ein einziges Mal auf das Wort „töten“ gestoßen ist. Schließlich hat er den Ausdruck doch noch entdeckt, in einer Verordnung über den Umgang mit Hunden. Die instrumentelle Vernunft ist zur Hure geworden, die jedem dient, der bezahlt.

Heute erkennen wir die Fratzen der Götzen unserer Väter und Mütter aus jener dunklen Zeit leicht. Es ist oft so, dass erst die Kinder oder die Enkel die "fremden Götter" ihrer Vorfahren erkennen. Was aber sind unsere Götzen? Welchem Götzen haben wir die Züge Gottes verliehen und beten ihn an? Woran hängen wir unser Herz, und was beten wir an? Es ist nicht Gottes Eifersucht, die uns die anderen Götter verbietet. Sein Interesse

an unserer Freiheit und an der Schönheit unserer Seele verbietet uns, uns gefangen zu geben in die Sklavenschaft der Lügengötter.

3. Das erste Gebot und unser Verhältnis zu anderen Religionen: Der Glaube braucht die skeptische Vernunft. Sie nimmt ihm das Bewusstsein der eigenen Einmaligkeit. Wenn wir über das erste Gebot reden, müssen wir etwas sagen über das Verhältnis des Christentums zu anderen Religionen. Was sagen wir zum Islam, zu den asiatischen Religionen, zu den Naturreligionen? Ist der Name Gottes, der dort verehrt wird, ein Lügename? In alten Zeiten, als die Welten noch nicht vermischt waren; als man andere religiöse Entwürfe neben dem eigenen kaum kannte, da hat man sich selber für einzigartig gehalten, und man hat mit leichter Zunge gesagt, dass es kein Heil geben kann neben der eigenen Religion und der eigenen Kirche. Heute, in der Welt der Vermischung der Kulturen und Religionen, merken wir, dass wir nicht mehr einzigartig sind, und zu unserem und der anderen Glück haben wir verlernt, anderen Religionen die Heilskraft abzusprechen. So formulierte das 2. Vatikanische Konzil:

Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilige ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.

„Aller Heiden Götter sind Götzen.“ heißt es im ersten Buch der Chronik (16,26) Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich selber nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch. Wir sind sterblich, auch unsere religiösen Entwürfe sind sterblich.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen. In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß: Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen. Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner eigenen Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich.

Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als Freiheitsbewusstsein, die Gelassenheit und die Gewaltlosigkeit dem anderen Leben gegenüber stammen aus der Gewissheit, dass man selber nicht nichts ist. Die Güte hat uns

ins Leben gerufen und uns unsere Wahrheit geschenkt. Ich vermute, dass Toleranz nur da gelingt, wo man sich seiner selbst halbwegs gewiss ist. Man muss wissen, woher man kommt und wer man ist; man muss die eigenen Geschichten und die eigenen Lieder kennen. Es gibt eine hinfällige Toleranz, die aus resignativer Selbstschwäche entsteht; die aus dem Bewusstsein entsteht, es rentiere sich nicht, gegen etwas zu sein, weil man sich selbst verschwommen ist und weil man verzweifelt ist an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Eine auf andere wirklich bezogene, eine dialogische und starke Toleranz setzt Lebensgewissheit voraus; setzt also voraus, dass man sich selber kenntlich ist. Zur dialogische Toleranz gehören Partner, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind. Der symbiotische Wunsch, alle Grenzen niederzureißen unter Verleugnung aller Unterschiede zerstört die Dialogfähigkeit. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem Verhalten zu können. Auch das freundlichste Un-Wesen ist in der Gefahr, ein Unwesen für die anderen zu werden. Das sehen wir in Deutschland bei der neuen Gewalt. Sie ist sicher auch selbstdefinitiv, d.h. man sagt sich seine Einzigartigkeit; man sagt sich, wer man ist, indem man andere zu Opfern macht. Man kann nur auf diese expressive Gewalt verzichten und abrüsten, wenn man weiß, wer man ist.

Wir sind nicht alles, wir sind endlich als Christen, als Jüdinnen, als Muslime und als Buddhistinnen. Wir sind nicht alles, aber wir sind lebendiger Teil von allem, und wir sind wahrheitsfähig. Aus dieser Gewissheit müsste man eines können: streiten! Ökumene heißt nicht die geglückte Selbstliquidation in ein Allgemeines. Wir sollen nicht in ein blasses Allgemeines von Gesinnung, Lebensauffassung und Expression verschwimmen. Der Dialog soll jedem zu seiner geläuterten Eigentümlichkeit verhelfen. Ökumene heißt nicht nur, dass ich geduldet bin mit meiner Wahrheit, sondern dass ich nicht im Stich gelassen werde von der Wahrheit der anderen. Ich bin Fragment, ich weiß etwas, aber ich weiß nicht alles. So brauche ich die Korrektur und die Ergänzung durch die Wahrheit der anderen. Dialogische Ökumene, wenn sie nicht verzweifelt und wahrheitsdefätistisch ist, sucht den anderen auf, sie lernt und lehrt. Die Wahrheit entsteht und kommt voran im Gespräch der Geschwister. Sich selber sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten; die anderen sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten, das ist eine Eigenart dialogischer Ökumene. Wo man ins Gespräch kommt, da stoßen Wahrheiten und Irrtümer aufeinander, da gibt es Auseinandersetzungen, da gibt es Streit. Der Streit ist ein Mittel, die Wahrheit zu ermitteln, aber nur unter der Bedingung, dass Menschen ihn austragen, die strikt auf Gewalt verzichten. Wir leiden nicht nur an Intoleranz, wir leiden auch an Harmoniediktaten und an Einigkeitssüchten, die die Wahrheit vernachlässigen. Der Streit verträgt das Licht der Öffentlichkeit, wo auf Gewalt verzichtet wird und wo nicht Schmähung, sondern Verständigung Zielt sind.

3. Das erste Gebot und unsere Gottesbilder: „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.“ Ich lerne aus ihm den Respekt vor dem Geheimnis des unerforschlichen Gottes. Eine Erzählung des Respekts und der Furcht vor Gott im 3. Kapitel des Buches Exodus: Mose, der das Volkes Israel aus ägyptischer Knechtschaft führen soll, hütet in der Steppe die Schafe seines Schwiegervaters Jitro. Er sieht den Dornbusch in Flammen, der aber nicht verbrennt. Er will hingehen und die wunderbare Erscheinung erforschen. Die Stimme Gottes warnt ihn: „Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Mose verhüllte sein Angesicht, „denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.“ Es gibt ähnliche Geschichten im Alten Testament, die uns erzählen: Wer in die Nähe der Heiligkeit Gottes kommt, gerät in Todesgefahr.

Nun, das ist Altes Testament, sagen die Christen leichtfertig. Diese Geschichte wollen wir zwar nicht aus der Bibel streichen, aber sie ist nicht mehr maßgebend für uns. Denn die große Trennung zwischen Gott und Mensch ist aufgehoben; diese falsche Sakralität haben wir hinter uns, und wir können Gott sogar mit dem vertrauten Namen Väterchen – Abba – anreden. Was verlieren wir, wenn wir diese geheimnisvolle Dornbuschgeschichte aus unserem Erzählschatz streichen oder wenn sie nicht mehr maßgeblich ist für unsere religiöse Haltung? Was geschieht mit uns, wenn wir nichts mehr wissen wollen von dem „unzugänglichen Licht“ (1 Timotheus 6, 16), in dem Gott wohnt?

Ich überlege, wo ich den Verlust des Respekts oder gar des Schreckens vor Gott feststelle, den Verlust der Gottesfurcht, die doch „aller Weisheit Anfang ist (Psalm 111,10). Ich schaue mir die neuen Lieder, Gebete, Segenstexte an und glaube, eine Art Verhaustierung Gottes festzustellen. Gott ist harmlos geworden. Es braucht niemand vor ihm zu zittern, die Schuhe auszuziehen und das Gesicht zu verhüllen. Er hat seinen Schrecken verloren. Unsere Lieder, Gebet, Theologien sind fast von einstimmiger Vertrautheit ihm gegenüber. Er ist der gute Vater, die nährenden Mutter, der mitreisende Bruder; er versteht uns, er liebt uns, er vergibt uns, er atmet uns, er ist die pure Zärtlichkeit. Dies alles ist ja gut und richtig. Aber diese religiöse Welt ist mir zu geglättet. Das Ganze ist mir zu süß und zu widerspruchsfrei geworden; zu harmonistisch und zu geheimnislos. Manchmal habe ich nach all dem Positiven ein Gefühl wie nach der Weihnachtszeit, in der man zu viel Gebäck gegessen und wieder Lust auf sauren Gurken hat. Ja, es ist gut, dass wir die alten falschen Ängste vor Gott verloren haben. Aber er ist in dieser ganzen Positivität auch ein bisschen onkelhaft geworden, gezähmt und absehbar. Vor ihm braucht man keine Schuhe mehr auszuziehen. Man verbrennt sich an ihm keine Füße und keine Hände mehr.

Wo sind eigentlich die alten uns verstörenden Bilder und Geschichten geblieben, die über ihn erzählt wurde? Die Geschichten vom Gericht Gottes, von der Tragik der Schuld, von der verstörenden Unbegreiflichkeit Gottes, von der Nichtigkeit des Menschen? Ja, natürlich, wir reden von der Schuld des Menschen. Wir bekennen sie in jedem Gottesdienst. Aber wir bekennen sie sozusagen augenzwinkernd. Kaum haben wir die Wörter Schuld und Sünde genannt, so sind sie schon eingewickelt in die allseits verfügbare Vergebung. Als der Prophet Jona dem Volk von Ninive das Gericht Gottes ansagt, bekehrt es sich. Der König ruft die großen Bußtage aus und sagt: „Wer weiß? Vielleicht lässt Gott es sich gereuen und wendet sich ab von seinem grimmigen Zorn, dass wir nicht verderben.“ Dieses zögernde „Wer weiß?“ fehlt mir; die Langsamkeit, mit der der Gedanke und die Gewissheit wachsen, dass Gott größer ist als alle Vernichtungen, die wir uns und anderen antun. Der Harmonismus, den ich beklage, ist auch eine Form von Selbstinfantilisierung. Wir nehmen uns nicht ernst als Autoren dieser Welt und unserer Handlungen, wenn wir aus der theologischen Zaubertüte, kaum dass die Sünde genannt ist, die Vergebung zaubern. Wir nehmen uns nicht ernst mit den albernen und alles entschuldigenden Sätzen, dass der Mensch „immer schon“ ein Sünder sei. Ein solcher Satz ist der beste Schutz vor aller Bekehrung und Veränderung des Lebens. Wir ersparen uns den Schmerz über ein verspieltes Leben, und damit ersparen wir uns, wirklich zu wissen, was Gnade und Vergebung ist.

Respektlos und trostlos finde ich, dass der Gedanke verblasst, dass Gott anders ist als wir selbst. Ich finde den Gedanken komisch, dass ich nur in mich selbst hinabsteigen muss, um Gott zu finden und zu fühlen; dass ich nur im Boden meiner eigenen Seele graben muss, um auf ihn zu stoßen; dass er nicht mehr ist als die Beziehungen, die wir zueinander haben. Könnte es sein, dass wir damit immer mehr Gott mit uns selbst identifizieren? Welcher Trost ist es, dass da eine Größe ist, die größer und unerforschlicher ist als meine eigene kleine Größe! Welcher Reichtum, dass das Herz der Welt reicher ist als wir alle zusammen! Wir haben lange unter der Annahme gelitten, dass Gottes Größe in seiner herrschaftlichen Überlegenheit besteht; eine Größe, die hauptsächlich dadurch entsteht, dass wir Menschen uns klein und erbärmlich machen. Es gibt eine andere Größe, die Größe der Liebe, die alles Begreifen übersteigt. Es gibt die Fremdheit der Liebe und der Güte, die sich jedem Verstehen entzieht und vor der man nur anbetend stehen oder knien kann. Im Lied von Gerhard Tersteegen heißt es:

„Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihm treten. Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge.“

Das ist keine herrschaftliche Größe, die uns den Mund verbietet und uns verstummen lässt. Es ist die Größe und Erhabenheit der Liebe. Darum wird dieses Anbetungslied in der 6. Strophe unmittelbar zu seinem Liebeslied.

„Ich senk mich in dich hinunter. Ich in dir, du in mir, lass mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden.“

„Alles in uns schweige.“ singt Tersteegen. Nicht das Reden über Gott, sondern das Schweigen ist die Weise, die Gottes Größe und sein Geheimnis am meisten respektiert. Aber Schweigen ist das, was unseren Gottesdiensten am meisten fehlt. Das Schweigen wird an allen möglichen Stellen aufgesucht, in der Meditation, in Schweigeseminaren, in Schweigekursen. Nur in den Gottesdiensten hat es wenig Platz. In Bölls „Dr. Murkes gesammeltes Schweigen“ schneidet sich der Rundfunkredakteur Dr. Murke das seltene Schweigen aus den geschwätzigen Vorträgen von Bur-Malottke heraus und spielt es sich am Abend zu seiner geistigen Sanierung vor. Das Tonband mit den Schweigeschnipseln aus unseren Gottesdiensten wäre kurz. Sie sind zu Mitteilungsveranstaltungen geworden. Auch unsere Gebete sind oft wortgewaltige Mitteilungen an Gott. Ich wünsche mir wenigstens ab und zu Gottesdienste, in denen wir Gott nichts mitteilen und nichts von ihm wollen. Religionen sind ja auch oft große narzisstische Petitionsveranstaltungen. Es ist richtig, dass wir unsere Schreie des Glücks und der Schmerzen im Gottesdienst nicht verbergen. Aber wo hat die große Absichtslosigkeit einen Platz? Wo hat das reine Lob, der reine Gesang auf „aller Dinge Grund und Leben“ (Tersteegen) seinen Platz? Wo wollen wir einmal nichts von Gott, außer ihn zu loben und zu ehren? Wo ist Gott einmal nicht unsere Milchkuh, in deren Stall wir nur steigen, wenn wir sie melken wollen? Sich jemandem ohne Absichten und Hintergedanken zu nähern, heißt ihn lieben. Kann der Gedanke, Gott zu lieben, noch einmal gedacht werden?

Nein, ich möchte nicht zurück zu dem Gott, den ich in meiner Kindheit gelernt habe; zu dem Buchhaltergott, der so sehr mit wiegen, notieren und sortieren beschäftigt war. Wir haben in den letzten Jahrzehnten wohl etwas mehr von der Güte Gottes geschmeckt. Aber auch in dieser neuen Erkenntnis können wir uns nicht einrichten. Wir müssen weiter, vielleicht durch viele Gottesfinsternisse hindurch, bis wir in die Nähe jenes Geheimnisses kommen, das uns verbrennt und uns hütet.

